



Leobsehüzer Heimatbrief

Nr. 8

München

1953

Ich hatte einst ein schönes Vaterland

Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Da liegt mein Saitenspiel, ich hab's zer schlagen.
Wenn sie mich draußen nach der Heimat fragen,
Ich winke müde, müde mit der Hand,
Ich sage abgewandt:
Ich hatte einst ein schönes Vaterland!

Ich hatte einst ein schönes Vaterland!
Wer wollte noch mit Stolz von Deutschland sprechen —
Der Gram will mir das Herz, die Aldern brechen.
Ich lehn den grauen Kopf an fremde Hand —
Wir hatten einst ein schönes Vaterland!

Und dennoch lieb ich dich, mein deutsches Land!
Wach auf, mein Kind, für Deutschland sollst du leben, —
Um die zertret'ne Heimat aufzuheben,
Deutsch sind wir beide — Sohn! Frei sei's bekannt . . .
Wir haben doch ein schönes Vaterland!

Dahem ist jetzt der Weizen reif

O Duft des Heus von fernen Wiesen her,
die fremd uns sind — vertraut und lind,
als ob dahem im Park man Rasen mähte,
der Hauch von Rosen hin zum Hause wehte,
zu dem geliebten Haus, jetzt öd und leer.
Wie kann ein Windstoß, ach, die Sehnsucht
wecken,
ein Grillenzirpen in der Gräser Tau
zurück uns fuhren, selig im Erschrecken,
der Ruf der Schwalben, die durchs
Abendblau
der schmalen Schwingen Flug zum Himmel
recken.
Dann ist die fremde Umwelt uns genommen.

Versinkend unser Weh ins Herz gemauert
erstebt die Heimat, deren Schönheit dauert.
Und deren Segenlicht zu uns gekommen,
hinsinkend in den Schatten alter Bäume
sind wir dahem, beglückt zurück uns
findend,
Mit sanften Händen schönste Blumen
bindend
sind wir erlöst im Frieden unsrer Träume.
O Ton, der hart zurück zur Wahrheit führt.
Doch von dem Reichtum, den das Herz
gefunden,
das Heimatblumen selig sich gebunden,
bleibt uns die Seele wehevoll berührt.

Bei diesen Worten von Asseburg-Hornhausen kam mir die Erinnerung — bitter und süß.

Schließe mit mir, Leobschützer Heimatfreund, die Augen, um von deinem Platze in ein Land geführt zu werden, an dem du hängst mit allen Fasern deines Herzens, an deinem Leobschützer Heimatland. In einem unbeschreiblichen Zauber breiten sich dann die vielen Bilder der Heimat aus; ich will eines aus der Truhe der Erinnerung herausgreifen, um dir, mein lieber Leobschützer Heimatfreund und, wie so oft schon die Heimat zeigen, die geliebte Leobschützer Heimat, diesmal im Sommerkleid.

Als ich im Jahre des Heils, im Juni 1945, nach wochenlangen Nachtmärschen durch die Tschechoslowakei, noch zuriefst und schmerzlich bewegt von den in unzähligen Malen wehrlosen Deutschen erlebten Greueln, mit Gottes Hilfe endlich glücklich, doch an völliger Erschöpfung leidend, auf heimatlichem Boden in Wehowitz zusammenbrach, ahnte ich noch nicht, daß dieses erste Wiedersehen mit meiner heißgeliebten Heimat nach der Flucht am 17. März dieses Schreckensjahres mir auch den letzten Sommer in der Heimat bringen würde. Hier, von liebevollen Menschen aufgelesen, gepflegt und wieder zu Kräften gebracht, eilte ich in ständiger Sorge um das Schicksal meiner Angehörigen durch den schon golden schimmernden und Reife verkündenden Ton leise wogender Weizenfelder über Branitz, Löwitz nach Sauerwitz, daselbst ich die ersten Nachrichten über meine Familie erwartete.

Die Glocke der Dorfkirche läutete gerade mit ihrem schlichten, einfachen Klang der Sauerwitzer Gemeinde den Engel des Herrn, denn es war um die Mittagstunde, als die sommerheiße, schwere Luft ihre Stimme nach emsigem Schaffen über die nahen Felder trug, und der Sauerwitzer Bauer mit schweißtriefender Stirn sich beeilend seinem Dorfe zuwandte, wo in geräumiger Bauernküche das stärkende Mittagessen bereit stand.

Mir, dem Ankömmling, brachte der Klang der Sauerwitzer Glocke den tröstenden Segen der Heimat und die Gewißheit über das Wohlergehen meiner Angehörigen. Ihr Klang war mir ein Maß von Stille und Frieden, in dessen Schutz es sich nach Angst, Hunger und Strapazen wieder ruhig schlafen ließ, so daß ich alles Schwere und alles Leid in meinem Innern vergaß. Wie glücklich und zufrieden stimmte mich ihr Klang, als mich die liebe und von mir sehr verehrte Familie Gröger tage- und wochenlang wie ihren eigenen Sohn im Sommer des Jahres 1945 solange beherbergte und beschäftigte, bis der gefürchtete NKWD-Kommandant aus dem Hause meines Schwiegervaters abzog. Die Sauerwitzer Heimatglocke hat mich dann mit ihrem Klange fast einen Sommer lang bei schwerem Tagwerk begleitet, und ich glaube auch ihren Ruf verstanden zu haben, als sie mich auf den damals verwaisten Chormeisterstuhl ihrer Heimatkirche rief, und ihr Geläut mischte

sich in den Choral des Kirchenchores, den ich damals zu führen die Ehre hatte, und dessen Klang Sonntag für Sonntag zu dem emporstieg, von dessen Gunst sich der Sauerwitzer Bauer besonders abhängig fühlte.

Seitdem sind viele Jahre vergangen. Ich weiß nicht, ob dein Ruf, Sauerwitzer Heimatglocke, heute noch über's Dörflein klingt. Deine Stimme hat sich aber in meine Seele geschrieben, daß ich sie nicht vergessen kann. Bei einem Gang durch duftende Sommerwiesen und reifendes Korn, da war mir, als wehte ein lauer Windstoß mir dein liebliches und mir vertrautes „Bim-bam, bim-bam“ von daheim herüber, und die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat plagte erneut das arme Herz. Ich schloß meine Augen und sah dich vor mir, du Kleinod im schlesischen Lande, Leobschützer Heimat. Ich sah dich, Murter Heimat, in diesen sonnenüberstrahlten Augusttagen im Sommerkleid, ich sah die unvergessene Sommerlandschaft im Tal der Troja, in meinem letzten Sommer daheim, im Jahre 1945.

Ich sehe ernteschwer sich Ähren neigen,
den Sommerwind darüber harfend gehn.
Ein Duft von Brot wird aus den Feldern steigen,
ergriffen stehe ich davor mit Schweigen. o. v.

Im Trojatal stehen die Wiesen rot und reif, und die Sensen rauschen durchs kniehohes Gras. Süßer Heuduft weht über Weg und Steg, und im Dorfe knarren die hochbeladenen Heuwagen. In den Obstgärten werden die schwarzen Knorpelkirschen täglich süßer, und die Buben sitzen mit blauem Mund in den höchsten Astgabeln und greifen herzlich zu. Hoch im klarblauen Himmel jubeln die Lerchen, sattfarbene Pfauenaugen schweben ganz hingegeben trunkener Sommerwende über die reife Erde, und der klare Bach gluckert und murmelt um bemooste Steine den Baß zu diesem Sommerlied. Der Sommer ist siegreich eingezogen im fruchtbaren Leobschützer Garten.

Nach einer arbeitsreichen Woche pilgere ich auf eine der die Gemarkung Sauerwitz umschließenden Höhen. Von so einem erhöhten Blick in ein solches Stück Heimat zu sehen, allein, in aller Stille, ach, das löst alles Gebundensein und kräftigt Herz und Sinnen. Wer sich zu solchem Erholen noch einen Höhepunkt wählt, der merkt beim Atmen die Lebensluft, die rein und klar ihn umgibt und spürt, daß in der Einsamkeit und Stille oft der größte Segen liegt. Ein Ausblick von einer Höhe über wogende Ährenfelder hinüber ins Tal hat der Schönheiten gar viele, ein Augenblick zum tiefblauen Firmament bereichert Körper und Geist und erinnert den Menschen an ein Vergehen aller Zeit, auch der schwersten Gegenwart.

Ich habe mich an einem bescheidenen, doch alten Fichtenbestand niedergelassen, eins mit dem Tag und der Erde und träume in den Leobschützer Sommer voller Sonne hinein. Libellen flirren vom Bachufer herauf über den staubigen Feldweg und Schmetterlinge sind tanzende Farbflecken. Eine Eidechse sonnt sich auf einer schmalen Steinplatte. Da, vor mir, hat sich jetzt eine zartblaue Libelle niedergelassen, um ihre Schönheit zu sonnen. Die geringste Bewegung würde sie verschrecken. Unbeweglich sitzt sie auf der blauen Glockenblume, ihre Flügel glänzen in durchsichtiger Bläue. Jetzt hat sie mein Atemzug gestreift, und schon schwirrt sie davon zum Tanz über der Troja. Der süße, warme Duft des nahen Himbeerstrauches legt sich betörend auf die Sinne. Vorsichtig rutsche ich an starren Disteln zum Himbeerstrauch — wie gut schmecken sie doch, die roten Beeren, noch warm von der Sonne. Er ist umschlossen von einer wahren Hecke lilaroter Heckenröschen, und man muß ihm Beere für Beere rauben. Honigräser nicken dazwischen. Alles erscheint vom Erdboden aus gesehen, seltsam hoch und weit, wie in einem Zauberwald. Die Sonne brennt, und von den Kiefern kommt heißer, herziger Dunst, man meint den Atem des Sommers zu spüren in seiner reifen Süße und Schwere.

Längs eines breiten Streifens des Bachlaufes ist Wiesenheu auf unzähligen Heureitern verstaubt. Flimmern webt über reifeschweren Feldern. Heißer Wind trägt den Duft des betäubenden Heu's und des golden wogenden Halmenmeeres dem naturhungrigen Stadtkind entgegen. Dunkelblau leuchten die Kornblumen und in knalligem Rot der Mohn. In zartem Rosa ranken sich die Wicken um die gelben Halme am Wegrand. Gold, blau und rot, eine Symphonie der Farben. Darüber spannt sich des Himmels Bläue, haucht die

fruchttragenden Obstbäume, die grünen, an, läßt die abgemähren Wiesen atmen, streichelt sacht das wogende Getreide, und die Lerchen steigen jubelnd auf. Hier summen die wilden Wespen, dort sammeln die Bienen mit sprichwörtlichem Fleiß ihr süßes Gut, und die Hummeln schaukeln schwerfällig wie geflügelte kleine Bärchen mit tiefem Brummen durch die Nachmittagsluft. — Hier wird mir die Zeit zur Ewigkeit und still falte ich die Hände.

Ah, wäre ich ein Maler! Die braunen Baumstämme der Fichten müßten mit auf das Bild und auch das glatte Nadelgrün ihrer Nadeln, der Himbeerstrauch mit den Heckenröschen, die Wiese mit den Heureitern und in gelb und gold der ganze Hintergrund, und blau der Kranz der Berge am Horizont, ja selbst die buntesten Käfer, denen ich oft aus hilfloser Rückenlage auf die Beine half, worauf sie dann schnell das Weite suchten. Der Himmel aber blau und golden, so wie die christlichen Maler den Mantel der Gottesmutter tönten. Inmitten aber die schiefergrauen und ziegelroten Dächer des Dörfchens an dem silberfunkelnden Heimatbächlein, der Troja, mit dem Dorfkirchlein auf dem sanften Hügel, in dessen Turm das Glöcklein eben ihre Stimme zu erheben beginnt und den sonn-täglichen Feierabend verkündet.

Ein Sauerwitzer Bauer geht mit dem Abendläuten langsamen Schrittes den schmalen Rain seiner Felder entlang, dem Dorfe zu, den Rain, der die im Goldton der vollendeten Reife leise wogenden Weizenfelder voneinander trennt. Ab und zu nimmt er prüfend eine der körnerschweren Ähren in die Hand und nickt befriedigt. Es gibt eine gute Ernte in diesem Jahr, morgen soll der Schnitt beginnen.

Die Sonne ist hinter den Bergen hinabgeglitten. Über den weichen Bergwellen des Altvatergebirges brennt das Abendrot in goldenem Schein. Alle Farbtöne durchläuft es, vom leuchtenden Purpur bis zum zartverdämmernden Olivgrün. Von den Wiesen und Feldern des Trojatales lösen sich zögernd durchsichtige, duftige Schleier. Das geschwätzige Dohlenvolk hat seine Nester in den alten Lindenbäumen auf dem Kirchenhügel aufgesucht. Nur einige Turmschwalben kreisen ein letztes Mal mit durchdringendem Schrei um den Turm des Dorfkirchleins. Abendfrische draußen und drinnen, und die letzten Töne des Abendglöckleins verklängen bittend und mahnend: Nun danket alle Gott!

Alles, alles gehörte zu dieser Sommerlandschaft des Unglücksjahres 1945. Du mußt, lieber treuer Heimatbriefleser, wissen, daß bis dahin kein Fremder die Bauern der Gemeinde Sauerwitz belästigt hatte; die Ernte konnte also beginnen. Obwohl der Krieg über dieses Stück Heimat Erde gegangen war, der Weizen ist dennoch reif geworden. Aus einem einzigen Samenkorn ist aus dem Boden der Halm emporgequollen, in sich die Frucht, die Ernte bergend. Erntetage sind für den Bauern Lohntage. Er hat nicht umsonst gearbeitet, nicht umsonst gesät. Gott hat das Wachstum geschenkt, das weiß der Bauer, aber er durfte seine Arbeitskraft dazu geben. Nun ist es soweit, daß die Sensen, von kraftvollen Männerhänden geführt, klingend durch den Weizen schwingen und die Halme niederlegen, aber es sollte nicht sein. Den reichen Feldersegen des Jahres 1945 zu ernten, war auch dem Sauerwitzer Bauer durch fremde Macht nicht gestattet. Mit dem Tage des reifen Weizens kamen die anderen und nahmen gewaltsam Besitz, was fleißige Bauernhände im Schweiß ihres Angesichts erarbeiteten . . .

Arme, teure, unvergessene Heimat! Zu beschreiben ist dies alles nicht. Die Naturgeistigkeit unserer Heimat ist anders als die des Westens, und so ist es verständlich, daß die mit uns zwangsweise versetzten Bauern und Landwirte, die so stark mit allem verwurzelt, was aus dem Boden, aus Strauch und Scholle kommt, in der schönsten Gegend der Fremde nicht Wurzel zu schlagen vermögen, daß sie die Kräfte der Heimat herbeizuziehen und zu bannen versuchen.

Westdeutschland ist uns zwar Heimat, und doch sehnen wir uns nach dem schönen Flecken Erde, dem Deutschen Osten. Dort waren die Berge nicht so gewaltig und die Teiche nicht so unendlich und die Schluchten der Häusermeere nicht so eng und erstickend. Aber dort raunte der Weizen im Sommerwind: „Heimat!“ und die Quellen murmelten es, der Wind lispelte es in den Blättern der alten Kastanien- und mächtigen Lindenbäume und der Donner dröhnte es in Sturmgewalt. Zu vergessen ist dies alles nicht, und die Erinnerung an die schönste und glücklichste Zeit unseres Lebens wird immer fortbestehen und die zuversichtliche Hoffnung auf ein Wiedersehen mit unserer heißgeliebten Muttererde.

Du magst ackern und dich mühen,
 Gott läßt wachsen, Gott läßt blühen.
 Immer mußt du dies bedenken:
 Nichts kann dir die Erde schenken,
 Was nicht Seine Hand gewirkt.
 Er läßt reifen und gedeihen. —
 Willst du Ihn des Unrechts zeihen,
 Wenn die Ähre wenig birgt?
 Er gibt Sonne, Er gibt Regen,
 Deinen Feldern, Seinen Segen.
 Überall sind Seine Augen.
 Darum sollst du Ihm vertrauen.
 Traf dich auch gar bitteres Leid.
 Der die Scheuern weiß zu füllen,
 Er weiß auch dein Leid zu stillen.
 Halt für Ihn dein Herz bereit!

R. B.

Franz Seidel.

Mein Heimat

Von Oberlehrer Thill

Wo sind denn die Fluren so schön?
 Wo zeigt sich der Himmel stets hell?
 Wo rauscht von den lieblichen Höhen
 So munter der plätschernde Quell?
 Wo leuchtet so golden der Sonne Strahl?
 Im Heimattal, im schönen Heimattal!

Wer gibt denn den Menschen viel Freud?
 Wer lohnt ihre Mühe und Plag?
 Wer spendet stets Gutes allzeit
 Und segnet den fröhlichen Tag?
 Wer rühmet der fleißigen Menschen Zahl?
 Mein Heimattal, mein liebes Heimattal!

Wie gern wärn wir alle daheim!
 Wie gut ja dann all unser Sein!
 Wie stünden wir herrlich zu Haus,
 Und all unser Sehnen wär aus!
 Wir lebten ohn' Sorge und ohne Qual
 Im Heimattal, im teuren Heimattal!

NB. Das Gedicht wurde vom Verfasser, gebürtig in Soppau, früher Vorsitzender des Sängerkreises Ratibor-Leobschütz, auch für gemischten Chor mit Baritonsolo vertont und von vielen heimischen Chören mit Erfolg gesungen.

Wie es einst war — Die Siedlung Karlsfeld bei Soppau

Von Oberlehrer Thill

O du Heimat lieb und traut,
 als ich dir ins Auge schaut,
 Doch wie trüb ist meinem Sinn,
 da ich in der Ferne bin.

Als natursinniger Wanderer wird mir oft nicht nur überängstlich, sondern recht wehleidig zumute, wenn auf den modernen Kunststraßen, ja selbst holprigsten Wegen Menschen in Unzahl und jeglichen Altersstufen mit Fahrrädern, Motorrädern und

Autos aller Art durch die schönsten Landschaften sausen im waghalsigsten Tempo. Das Wort des Dichters und Menschenkenners Seume fällt mir da immer ein:

„Es ginge den Menschen viel besser,
wenn man mehr ginge.“

Kaleidoskopartig nur erscheinen diesen sogenannten Lufthungrigen in Fülle die Eindrücke aus allen Reichen der Natur. Wie geruhsam aber war es doch da zuzeiten unserer Altvordern, als der Verkehr sich der Naturstraßen — wenn oft auch recht mühsam — bedienen mußte, die sich durch die Feldmarken schlängelten.

Ein solch origineller Verkehrsweg mit prächtiger Um- und Ausschau ging einstmals von Leobschütz nach den Dörfern der westlichen Gebirgsecke mit ihrem Zentralort, dem dort idyllisch an der Goldoppa gelegenen und von einem Kranz von Bergen umrahmten uralten Bergstädtchen Tropolowitz. Auf leise ansteigender Gemarkung kreuzte diese Kreisstraße den Fahrweg von Soppau nach Roben, der hier ins „kaiserliche“ Roßwald zum guten und billigen Wein führte, zur Kaiserkirmis, zum billigen Jahrmakkt, zur Wallfahrt aufs Kreuzfest.

Da kam der ehemalige Musiker Franz Krautwurst, der von 1783—1788 Schulhalter in Soppau war, auf den Gedanken, dort an jenem Kreuzweg der Soppau-Robener Feldmark einen Kretscham, eine Gaststätte zu errichten. Er verwirklichte 1789 sein Vorhaben und erbaute neben dem Kretscham auch ein Arbeiter- und Unterkunftshaus. Seine Siedlung nannte er *K i e f e r n k r e t s c h a m*, der Volksmund jedoch nahm Bezug auf das nahe Wäldchen und sagte hierfür *K i e f e r n k r e t s c h a m*. Der Verkehr im Gasthaus ließ nichts zu wünschen übrig. Dies Geschäft brachte mühelos mehr ein als das leidige Schulehalten reichum bei den Bauern. Nicht allein die Reisenden und die vorüberkommenden vielen Fuhrwerke kehrten dort ein, sondern auch aus den benachbarten Dörfern hatte dieser sehr gefällige und hilfsbereite Wirt reichen Zuspruch, da es bei ihm zu jeder Zeit lustig zuzug, und er sonntäglich sogar kunstgerecht zum Tanz aufspielte. Nach und nach entstanden noch fünf weitere Hausstellen, so daß die Siedlung schließlich auf sieben Nummern anstieg. Sicher hätte sie sich noch weiter vergrößert, wenn es nicht zum Bau der großen modernen Kunststraße Leobschütz—Jägerndorf gekommen wäre, die schnurgerade durch die Felder gelegt wurde.

Als diese 1855 dem Verkehr übergeben wurde, vermied man den recht mangelhaften Weg über den Kiefern-kretscham; auch der sonntägliche Verkehr ließ zum Verdruß des Wirtes sehr nach. Zudem hatte der Erbrichtereibesitzer Engel, Soppa, an der neuen Chaussee ein Gasthaus errichten lassen, das später (1897 durch ein Kriegsspiel) den Namen „Festung Sedan“ erhielt. Das Gastgeschäft in Karlsfeld ging begreiflicherweise immer mehr zurück, so daß es der Wirt schließlich ganz aufgab. Die mit der Zeit baufällig und einsam liegenden Häuschen wurden auch nach und nach von deren Bewohnern aufgegeben. Um die Jahrhundertwende (vor 1900) verschwanden die letzten vier kleinen Anwesen, mit ihnen meine Schulkameraden: Tiller zog nach Dobersdorf, Ruhland und Seichter verlegten ihren Wohnsitz nach Roben, Batsch übersiedelte nach Soppau. Ein Schutthaufen, ein umzäunter sehr tiefer Brunnen und einige krüppelige Obstbäume in unmittelbarer Nähe der 1907 eingerichteten Eisenbahnhaltestelle Soppau-Roben, sie bezeichneten jahrelang die Lage des ehemaligen Karlsfeld.

Auch das bereits erwähnte Straßenwirtshaus (Sedan) verlor nach Eröffnung (1872) der Bahnstrecke Leobschütz—Jägerndorf an Pachtsumme ganz erheblich sowie an seiner Bedeutung (Ruhestelle für Holzfuhrwerke), zumal der Straßenverkehr sehr nachließ. Die Pächter wechselten infolgedessen öfters, so daß die Erbrichterei sich schließlich zum Verkauf entschloß und im Laufe der Jahre verschiedene Besitzer wechselten. Der letzte war Schön, welcher dadurch bekannt wurde, daß die Festung Sedan die Beschälstation der Hengsthaltegenossenschaft von Soppau und Umgegend erhielt. Drei auserlesene Hengste sorgten laufend für Befruchtung der Stuten, deren Zahl, als die Station wieder ins Dorf verlegt wurde, beim Zusammenbruch 1945 auf ca. 240 gestiegen war, eine Höhe, unerreich durch die große Pferdezucht in weiter Umgebung.

Wie einst Karlsfeld verschwunden ist, so machte die russische Walze Ende März 1945 auch das Gasthaus „Festung Sedan“ zu einem Trümmerhaufen, und vom ganzen Dorf

Soppau blieben noch ca. ein halbes Dutzend Scheunen sowie Teile einzelner Besitzungen. Die Wehrmut um meinen Geburtsort drückt daher niemand besser aus als unser Heimatdichter Alfons Heyduk in seinen Worten:

„Das erfährst du nicht in frohen Tagen,
Wie so ferne dir die Heimat liegt.
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.“

Sport am Leobschützer Gymnasium

Vor mir liegt ein leichtbeschädigtes Bildchen der Schülermannschaft des Leobschützer Woyrsch-Gymnasiums. Dargestellt sind, wie ich mich erinnere, Wieland (genannt Woy †), Roschkoschny †, Nickisch †, Swoboda, Kusch, Jos., Widera †, Pfofe und Piechulla. Zur Mannschaft gehörten aber wohl noch Birke, Gerhard †, und Kusch II.

Das Bild ist im harten Kriegswinter 1939/40 nach einem Spiel gegen die Schülermannschaft des befreundeten Jägerndorfer Gymnasiums aufgenommen. Die Leobschützer Schülermannschaft siegte mit 6:2 Toren. Damals drohte das Spiel abgesagt werden zu müssen. Denn es hatte sich wenige Tage zuvor eine dicke und hohe Schneedecke über das Leobschützer Land gelegt. Die Sonne stand herrlich über unserer Stadt, doch sie vermochte sich gegen die aus dem Osten eindringende starke Kälte nicht durchzusetzen. So hing das sportliche Treffen völlig von der Haltung der Gymnasialleitung ab. In verständnisvoller Weise mobilisierte Direktor Dr. Schröfel die obersten drei Klassen unseres Gymnasiums und schickte sie mit Schippen und Schaufeln versehen auf den Jahnplatz, um dessen Spielfläche von den Schneemassen zu befreien. Vom sportlichen Eifer getrieben, hatten wir Schulkameraden das Feld in kürzester Zeit von den Schneemassen befreit. Als Belohnung fiel unserer Mannschaft ein ehrenvolles 6:2 zu.

Das betreffende Foto wurde am Winterschulfest unseres Gymnasiums aufgenommen und ist eine liebe Erinnerung an die vielen schönen Sportstätten unserer Heimatstadt. Vor unserem geistigen Auge tauchen nicht nur das prachtvolle Jahnstadion, das herrliche Schwimmbad und die schönen Tennisplätze auf, sondern wir erinnern uns auch der schönen Sportstätten, die unser Gymnasium in seiner unmittelbaren Nähe wie kaum ein zweites in Oberschlesien aufzuweisen hatte. Da steht die geräumige, gut ausgestattete Turnhalle, und dort erblicken wir den grünen Rasen mit den beiden Fußballtoren, der sich längs der Promenade an den Schulhof anschloß. Wir denken gern an unser Gymnasium zurück, an dem wir unsere geistigen und körperlichen Kräfte bildeten und

Das Leobschützer Treffen findet am 20. September in Rheine statt

vervollkommenen, wo wir befähigt wurden, uns als tüchtige und arbeitsfrohe Menschen im Leben zu bewähren.

Nicht zuletzt gedenken wir auch an dieser Stelle der lieben Kameraden, die im Kampfe für unser Vaterland in glühendem Idealismus ihr Leben ließen. Ein großer Teil der Kameraden, die das Bild zeigt, weilt nicht mehr unter uns. Doch wir wollen sie mit allen unseren Sportkameraden des Gymnasiums in unseren Herzen tragen, wir wollen sie in uns und mit uns leben lassen.

Franz Swoboda

Zusatz: Am Abend des gleichen oder vorhergehenden Tages zeigte das Gymnasium im großen Weberbauersaale hervorragende turnerische Einzel- und Gruppenleistungen. Ich erinnere mich noch sehr genau an einige besonders glänzende Reckturner: Kusch, Jos., Waldhoff (Wawrzik) und Zientz.

Wie wäre es, wenn auch andere ehemalige Schüler von ihren schönen und trüben Schulerinnerungen plaudern würden?

Bamberg, im August 1953

Dr. Ernst Schröfel

Heimat und Vaterland

O Mensch, du hast ein Vaterland,
ein heiliges Land, ein geliebtes Land,
eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet.

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien,
wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten
und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken
durch die Seele brausten:
da ist deine Liebe,
da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge
sich liebend über deine Wiege neigte,
wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug
und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und
des Christentums ins Herz grub:
da ist deine Liebe,
da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln,
und wohnte Arbeit und Mühe dort mit dir,
du mußt das Land ewig liebhaben;
denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen,
sondern behalten in deinem Herzen.

Ernst Moritz Arndt, geb. 1769 auf Rügen

Leobschütz, einstige Seminarstadt

Nur ein paar Striche — —

Das Leobschützer Land hat neben einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaft, Kunst usw. auch der Volksschule viele Lehrer und Schulleiter, namhafte Lehrerbildner, Musikpädagogen (Gebrüder Kothe, Gröbning, Filke, Steubendorf), Musikkritiker (Maase, Zauchwitz) und Schulaufsichtsbeamte (Rudolph, Schönau, Albrecht, Deutsch-Neukirch) u. a. m. geschenkt. Und doch hatte es lange Zeit keine entsprechende Lehrerausbildungsstätte, während z. B. der Nachbarkreis Neustadt OS. deren zwei in den Kleinstädtchen Oberglogau und Zülz besaß. Dieser Tatsache trug die Regierung nach energischen Vorstellungen erst sehr spät Rechnung, indem sie 1902 in der schönen Kreisstadt Leobschütz eine katholische Lehrerbildungsanstalt mit einer Präparandie errichtete. Auch in wirtschaftlicher Hinsicht sind 150 Schüler in einer Kreisstadt mit 14 000 Einwohnern nicht zu verachten. Ich denke an Witwen, die durch Studentenquartiere ihre Einkünfte verbesserten, an Buchhändler, Kaufleute, Handwerker usw. Durch die Einrichtung einer Seminarschule wurden die Leobschützer Stadtschulen entlastet.

Leobschütz war die erste Lehrerbildungsanstalt in Oberschlesien, die nach den neuen 1901 herausgegebenen, verbesserten und stark erweiterten Lehrplänen eröffnet wurde. Die Anstalt hatte das Glück, ein ausgezeichnetes, für neuzeitliche Erziehungsmethoden und -ideen aufgeschlossenes Lehrerkollegium zu besitzen. Ein gutes Schülermaterial kam hauptsächlich aus kreiseingesessenen bäuerlichen, gewerbe- und handeltreibenden Familien, das in den guten Leobschützer Stadt- und Landschulen eine gezielte Vorbildung erhalten hatte.

Drei Jahre (1902—1905) war die Leobschützer Lehrerbildungsanstalt im freigewordenen alten Gymnasium an der Franziskanergasse untergebracht. Herbst 1905 erfolgte der Umzug in die neuerbauten Räume an der Ratiborer Straße.

Die Anstaltsordnung war freiheitlich; verlangte aber Leistung und Unterordnung. Den Alltag beherrschte die harte Fron hinter Büchern und Heften; doch bei der ersten zu Michaelis 1905 abgehaltenen Lehrprüfung bestanden alle 27 Prüflinge, das wollte schon etwas heißen, denn die Breslauer Provinzialschulräte pflegten die oberschlesischen Lehramtskandidaten auf Herz und Nieren zu prüfen.

Die Anstalt erfreute sich in kurzer Zeit eines guten Rufes, und die in Leobschütz ausgebildeten Lehrer genossen bei Bewerbungen um Schulstellen einen gewissen Vorzug.

Seminar und Seminarschule sollten in engere Fühlung mit den Leobschützer Volksschulen kommen. Deshalb wurden 1912 die Schulen Gröbzig, Schönbrunn, Neusift, Schlegenberg, Sabschütz, Königsdorf, Kreuzendorf zu einem neuen (IV.) Kreisschulinspektionsbezirk Leobschütz zusammengefaßt und dem jeweiligen Leobschützer Seminardirektor unterstellt. Drei Seminardirektoren übten bis 1922 die Schulaufsicht in den genannten Volksschulen aus. Über die Bewährung dieser Einrichtung ist amtlich nichts bekannt geworden.

Im Jahre 1925 schloß das Leobschützer Seminar seine Pforten, da nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches die Lehrerausbildung auf anderer Grundlage (Abitur, Pädagogische Hochschule) erfolgte.

Immerhin sind in 20 Jahren des Bestehens im Leobschützer Seminar rund 600 junge Lehrer — es gab auch Nebenkurse — hervorgegangen, in übergroßer Mehrzahl Söhne der heimischen Scholle. Da der Kreis Leobschütz in 80 Schulen insgesamt 240 Lehrkräfte beschäftigte, fand der Überschuß der Lehrer in anderen oberschlesischen Land- oder Industriekreisen oder in Großstädten wie Breslau, Berlin, Frankfurt/Main, Düsseldorf u. a. Verwendung.

Der letzte Seminardirektor Vogel wurde Regierungsrat in Schneidemühl, Sem.-Studienrat Schimke (Michelsdorf) u. a. fanden Weiterbeschäftigung als Schulräte oder Direktoren. Studienrat Dr. Weigel wurde Regierungsdirektor in Oppeln. Sem.-Studienrat Hein (Hratschein), war 30 Jahre als Lehrerbildner tätig, davon 20 Jahre in Leobschütz. Der erste Religionslehrer der Anstalt, Kaplan Richtarsky (Osterwitz), ein begnadeter Menschenführer, starb in jungen Jahren als Stadtpfarrer und Konsistorialrat in Katscher. Der erste Seminardirektor Dr. Malente und der erste Oberlehrer des Leobschützer Seminars ruhen auf dem Leobschützer Friedhof.

Mit der Aufhebung der Anstalt verschwand ein Stück Leobschützer Lebens. Über den Äther hinweg sei gegrüßt die liebe, traute ehemalige Seminarstadt Leobschütz!

E. P.

Einweihung der neuen Krankenhaus-Kapelle am 19. November 1928 und die Tätigkeit der Kongregation der Frauen Schwestern im Kanonikus Ullrich'schen Krankenhause in Katscher

Von Stadtdirektor i. R. Greinert, Köln

Das Katscherer Stadtblatt vom 21. November 1928 brachte über die Einweihung der Krankenhaus-Kapelle folgenden Bericht:

„Gelegentlich des Umbaus des Oberstockes im Krankenhause wurde die Kapelle durch Wegnahme einer Mauer auf die doppelte Größe erweitert und mit neuen Bänken, einem neuem Harmonium und neuer Malerei ausgestattet. Am Montag, dem Feste der hl. Elisabeth, der Patronin unserer lieben Schwestern, fand die Einweihung der neuen Hauskapelle durch den Stadtpfarrer statt. Die Kapelle erstrahlte in reichem Blumenschmuck und der neuen elektrischen Deckenbeleuchtung. Die Feier begann um sechseinhalb Uhr mit einer Ansprache, in der auf die Doppelfeier des Elisabethfestes und der Kapelleneinweihung hingewiesen wurde unter Darlegung des hohen Glückes, Gottes Wohnung zu haben und Gottes Wohnung zu sein. Nachher wurde die kirchliche Weihe vollzogen unter Assistenz der Herren Kapläne Breitkopf und Titz. Daran schloß sich das Assistenz-Hochamt mit Te Deum und hl. Segen an, wobei der Krankenhauschor eine lateinische Messe schön zu Gehör brachte. Als Gäste waren anwesend der Herr Bürgermeister, Kuratoriumsmitglieder, sowie Deputationen der Dirscheler Schwestern und unserer Franziskanerinnen. Nachmittags um zwei Uhr war Segensandacht und gegen Abend fand ein kleines Essen

statt, an dem der Herr Bürgermeister, die Kuratoriumsmitglieder und die hiesige Geistlichkeit teilnahmen. Das schöne Fest bedeutet die Krönung von vielen Mühen und Opfern unserer lieben Grauen Schwestern.“

Das Krankenhaus wurde 1869 vom Fürsterzbischöflichen Kommissarius Kanonikus Karl Ullrich für seine große Pfarrei erbaut.

Die ersten weltlichen Pflegekräfte entsprachen nicht den Anforderungen, weshalb Kanonikus Ullrich sich Graue Schwestern erbat. Das Mutterhaus in Breslau schickte ihm die Schwester Mater Heriberta Grützner und Schwester Konrada Matschke, die am 7. September 1874 in das Krankenhaus einzogen und mit der Pflege von zwölf Hospitaliten ihre Tätigkeit aufnahmen. Der Fortbestand der Niederlassung war durch Stiftungen des Stadtpfarrers Prälaten Robert Sterz sowie des Monsignore Pfarrers Heinrich Richtarsky. Das Haus war anfänglich ein Hospital und erst 1881 zu einem eigentlichen Krankenhaus eingerichtet und als solches 1884 feierlichst erklärt.

Schon 1870/71 waren die Schwestern M. Heriberta und Theophila in der Kriegspflege tätig. Im ersten Weltkriege pflegten die Schwestern in diesem Krankenhause, das auch als Lazarett diente, 406 Verwundete.

1895 wurde die Zahl der Schwestern auf acht erhöht, eine Zahl, die bis zur Vertreibung nach dem zweiten Weltkriege bestehen blieb. Im März 1920 beklagte das Krankenhaus den Tod seines Gönners, des mildtätigen Pfarrers Heinrich Richtarsky. Sein Nachfolger Pfarrer Josef Wosnik verschaffte den Schwestern für ihre dem Herzen Jesu geweihte Kapelle das Allerheiligste. Pfarrer Komarek vermittelte ihnen am 27. September 1925 den Segen Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Die Schwesternarbeit beleuchtet der Jahresbericht von 1935 in Ausführlichkeit. Danach pflegten die Schwestern im Jahre 1935 im Krankenhaus 71 Kranke bei 10 159 Tagpflegen und 936 Nachwachen, in der Ambulanz 77 Kranke mit 369 Tagpflegen und 93 Nachwachen und im Altersheim 15 Pflegelinge bei 4258 Tagpflegen. In der Kleinkinderschule hatten sie durchschnittlich 50 Kinder, während der frühere Handarbeitsunterricht den Zeitverhältnissen nach 1933 zum Opfer gefallen ist.

Erster leitender Krankenhaus-Arzt war Dr. med. Bernard, dann von 1904 bis 1937 Sanitätsrat Dr. Heinrich Luczny und von da ab bis zur Austreibung 1946 Dr. med. Georg Schrey, jetzt wohnhaft in Braunschweig. Unter Leitung des letzteren wurde das Krankenhaus erweitert. Es erhielt zwei neuzeitlich eingerichtete Operationsräume, ein Sterilisationsraum und ein Laboratorium.

Als Oberin haben am Krankenhaus gewirkt von 1874 bis 1895 Mater M. Heriberta Grützner, von 1895 bis 1919 Mater M. Theophila Stoschek, von 1919 bis 1926 Mater M. Marana Hoheisel, von 1926 bis 1932 Mater M. Tynas Rieger, von 1932 bis 1938 Mater M. Marana Hoheisel, von 1938 bis 1945 Mater M. Sigisberta Silberbach.

Sieben Schwestern verschieden im Herrn in Katscher: Mater Heriberta Grützner am 4. März 1895, Schwester M. Prudentia Stephan am 5. August 1900, Schwester M. Oliva Wölki am 12. Mai 1913, Schwester M. Theophila Stoschek am 21. Juni 1919, Schwester M. Justa Lenz am 3. Januar 1941, Schwester M. Tynas Rieger am 11. Februar 1945. Mater Justilla Blaschke, aus Ratibor nach Katscher evakuiert, starb hier am 7. Februar 1945.

Bis zur menschenfeindlichen Austreibung 1945 als der grausamsten Folge des zweiten Weltkrieges waren nachstehende Schwestern in Katscher um Gotteslohn im Dienste der leidenden Menschheit ohne Unterschied der Glaubenszugehörigkeit tätig von: 1899 Schwester Marana Hoheisel, 1900 Schwester Tynas Rieger, 1904 Schwester Agrippina Stiller, 1910 Schwester Beredina Schmidt, 1911 Schwester Christeta Pandel, 1915 Schwester Sigisberta Silberbach, 1915 bis 1941 Schwester Justa Lenz, 1934 Schwester Avellina Rudzik, 1938 Schwester Benedicta Vesper, 1939 Schwester Cajetana Jelinski.

Vorübergehend haben in Katscher gewirkt: Schwester Seraphia Friese, versetzt nach Jägerndorf; Schwester Firmina Krystians, versetzt nach Jägerndorf; Schwester Lydia Geldon, versetzt nach Schweidnitz; Schwester Cartelina Dziwisch, versetzt nach Jägerndorf; Schwester Gamaliela Skozypnik, versetzt nach Neiße; Schwester Eustasia Nierwandt, versetzt nach Jägerndorf; Schwester Theophista Kleina, versetzt nach Neustadt OS.; Schwester Synkletia Springer, versetzt nach Breslau; Schwester Oswina Knoppek, versetzt nach Ratibor, Leiterin der Kleinkinderschule; Schwester Sigrid Hoffmann, versetzt nach Leipzig-Lindenau.

Die Ehrwürdigen Schwestern verließen die Stadt Katscher am 21. März 1945 und erreichten ihr Provinzialhaus in Halle am 3. April 1945. Auf der Flucht mußte die schwer-erkrankte Mater Marana mit Schwester Agrippina in Neutitschein bei den Borromäerinnen zurückgelassen werden. Die beiden Schwestern suchten im Juni 1945 Katscher wieder auf, wurden aber zwangsevakuert und langten in Derneburg an, wo Mater Marana am 22. Juni 1950 verstarb. Schwester Agrippina ist jetzt in Hildesheim im Altersheim St. Magdalenenhof. Schwester Cajerana kam von Halle nach Köthen, wo sie nach zweieinhalbjähriger Tätigkeit an Herzmuskellähmung plötzlich am 9. Juni 1948 starb. Schwester Sigisberta wurde September 1945 nach Kirchgängern zwecks Errichtung einer Filiale abgeordnet und nach sechsjähriger Tätigkeit nach Beberstedt versetzt, wo sie noch jetzt wirkt. Die Schwestern Christeta, Avellina und Beredina kamen in das neuzeitlich eingerichtete Kinderheim in Birkenfelde. Schwester Beredina wurde in Birkenfelde schwer krank und kam nach Halle, wo sie zur Zeit noch nicht wieder genesen ist. Schwester M. Sigisberta, der diese Angaben zu danken sind, schrieb an den Verfasser unterm 15. Februar 1953 aus Beberstedt abschließend: „In allem, was uns Leidvolles und Bitteres begegnet ist, haben wir den hl. Willen Gottes erkannt. Unsere Schwestern haben alles Leid heroisch getragen, sie liebten alle ihre schlesische Heimat und lieben sie auch noch. Gottes hl. Wille mag auch heute noch geschehen! Wie, wo und wann Gott will, wir sind jederzeit bereit.“ —

Die Grauen Schwestern in Katscher waren eine Kongregation und zwar eine klösterliche Kongregation, eine Genossenschaft von Klosterfrauen, in der nur einfache (ewige oder zeitliche) Gelübde abgelegt werden. Die Mitglieder der Kongregation sind nicht an die strenge päpstliche Klausur gebunden, behalten das bloße Eigentumsrecht, aber nicht die Verwaltung und freie Verfügung über ihr Vermögen bei. Infolge ihrer freieren Stellung können sie besser in der Welt, zum Beispiel auf dem Gebiete der Kranken- und Armenpflege, wirken. Die neueren klösterlichen Genossenschaften, insbesondere die weiblichen, sind fast ausschließlich Kongregationen. Ihre kanonische Errichtung geschieht durch den Diözesanbischof, jedoch ist hierzu nach dem neuesten Recht die Erlaubnis des Hl. Stuhles erforderlich.

Eine klösterliche Genossenschaft ist eine von der rechtmäßigen kirchlichen Obrigkeit gugeheißene Gemeinschaft, deren Mitglieder satzungsgemäß die öffentlichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams ablegen und durch deren dauernde Beobachtung in gemeinsamer Lebensführung die christliche Vollkommenheit erstreben.

Die Kongregation der Grauen Schwestern hat in Katscher in einer für die Allgemeinheit sich aufopfernden Weise zum Segen der Kirche und der Stadtgemeinde ihre Tätigkeit ausgeübt. Bedenkt man, daß die Grauen Schwestern am Platze seit 1874 bis zu ihrer Austreibung März 1945 im Dienste der Krankenpflege und Caritas gewirkt haben, so ergibt sich, daß sich die Stadtgemeinde gegenüber den Grauen Schwestern in einer sehr großen Dankesschuld befindet; sie haben einmal der Stadt eine Unsumme Geld erspart und fürs zweite eine große Last von Verantwortung und Arbeit abgenommen. Hoffentlich blieb den Grauen Schwestern außer dem Leid der zwangsweisen Austreibung das weitere schmerzliche Leid des Undankes der Stadt beim Verlassen erspart.

Rösnitz - das reichste Dorf Preußens

Vor dem ersten Weltkrieg 16 Bauern Millionäre

Im Kreise Leobschütz befand sich die Ortschaft Rösnitz, der Finanzier vieler umliegender Ortschaften.

Im 11. Jahrhundert siedelten sich fränkische Familien hier an. Im Jahre 1504 erfolgte der Freikauf von der staatlichen Domänenherrschaft. Im vierten Jahr seiner Regierung händigte Friedrich der Große, der Rösnitz überall förderte und den die Dorfbewohner als ihren getreuen Landevater ansahen, ihnen einen Freibrief aus, der den erfolgten Freikauf beglaubigte.

Die Gräfin von Bayern stellte damals nämlich trotz des 1504 erfolgten Freikaufes Anspruch auf die Waisenkinder von Rösnitz. Der Alte Fritz spielte ihr durch die Beglaubigung diesen Streich.

Eine protestantische Kircheinweihung im Jahre 1806, hervorgerufen durch die Reformierung von Rösnitz, sah napoleonische Grenadiere rechts und links vom Altar.

Von 1100 Einwohnern waren 32 Großbauern, die trotz ihres Reichtums allem Luxus abhold waren und nur ihre Höfe nach modernsten Erkenntnissen als Musterbetriebe ausrichteten. Erwähnenswert ist es, daß die Gemeinde Rösnitz nur in Bauernbesitz war, also keine Gutsherrschaft existierte. Von der gesamten landwirtschaftlichen Nutzfläche des Kreises Leobschütz waren nur sechs Prozent in Großgrundbesitz.

Der gute Lösboden Rösnitz' galt als Weizen-, Zuckerrüben- und Braugersteinbaugbiet. Hervorragend war auch die Pferdezucht, meistens Kreuzungsrasen und reine Oldenburger. Auch wird jedem Schlesier die Rösntzer Schweinemast bekannt gewesen sein. Im Bauernbesitz war ein 324 Morgen großer Wald. Als botanische Seltenheit wuchs hier die Pflanze *Aguentia* so dicht, daß sie mit Sensen gemäht werden konnte. Außer in Rösnitz wächst die *Aguentia* nur im Teutoburger Wald.

Der Reichtum Rösnitz basiert auf konfessionellen Gründen, eine protestantische Insel im katholischen Schlesien. Deshalb heirateten die Bewohner jahrhundertlang unter sich. Geld kam somit zu Geld. Das Ergebnis waren sechzehn Millionäre vor dem ersten Weltkrieg. Der jüngste Sohn eines Bauern war der Hoferbe. Hier galt also nicht das Erstgeburtsrecht, weil in der Regel ältere Söhne schon bis zum Erbtritt des Jüngsten auf andere Höfe eingeheiratet hatten. Die Söhne der reichen Rösntzer Bauern dienten vor dem ersten Weltkrieg nur bei der Gardekavallerie in Berlin. Bei den Familien Kremser, Krömer, Grittner und Proske war zum Zwecke der Unterscheidung ein Spitzname an der Tagesordnung. Hatte der Bauer bei der Garde du Corps gedient, hieß er sein Leben lang Proske-Gardecorps. Die Regimentsbezeichnung hatte für den Rösntzer den Vorteil der Familienunterscheidung, was unbedingt erforderlich war.

Nach harter Tagesarbeit traf man sich im Dorfgasthaus zum Kretscham. Über der Theke prangte dort folgender bezeichnende Spruch:

„Als Moses auf den Felsen klopfte,
Das Wasser aus dem Felsen tropfte,
Doch größer ist das Wunder hier,
Du schreist bloß ‚Wirt‘
Und schon kommt Bier.“

Vor dem ersten Weltkrieg war hier das Kartenspiel der Polnischen Bank an der Tagesordnung. Wie erstaunt waren da oft Besucher, wenn die reichen Bauern nicht um Pfennige, sondern um Hundertmarkscheine spielten, was für damalige Begriffe eine ungeheure Summe war.

Rösnitz war, wie die geschichtliche Entwicklung bedingte, eine typisch fränkische Ortschaft. Es war an zwei guten, mit Bürgersteigen versehenen Straßen geschlossen gebaut. Jeder Bauernhof war eine Burg für sich, ein riesiges Rechteck, gebildet durch Scheunen, Stallungen, Wohnhaus, und nur zugänglich durch eine Toreinfahrt. Die im Amtshaus befindliche Chronik reicht bis in das 11. Jahrhundert zurück, und unzählige geschichtliche Dokumente lagerten hier.

Diese urdeutschen Bauernhöfe waren oft Gegenstand schöner Artikel im „Generalanzeiger“ der Riedinger Verlagsdruckerei. Sie stammten in Ratibor aus der Feder des bekannten Chefredakteurs Proske, dessen Wiege in Rösnitz stand.

Heute sind Rösntzer in alle Lande zerstreut. Die Vertreibung brachte Not, Tod und Elend. Erst der Russe, dann der Pole tyrannisierte eine kerndeutsche Ortschaft. Wenn wir Rösnitz wiedersehen, wird der Reichtum verfliegen sein. Polnische Mißwirtschaft läßt die Wälder zu Urwäldern und die ertragreichen Äcker zu Steppen werden. H. K.

Gesucht wird - wer kann Auskunft geben

In wichtigen Sparkassenangelegenheiten wird Frl. Marta Brieger, Leobschütz, Kreuzstraße, oder Erben gesucht.

Persönliche Mitteilung

Frau Kaufmann Elisabeth Schmidt, Leobschütz, Roßmarkt 12 — jetzt Düsseldorf 10, Mulranenstr. 4, begeht am 29. August ihren 75. Geburtstag.

Die Freiheit

Die Freiheit ist Segen — ein Gottesgericht,
das die knospende Seele erst mündig spricht,
zu wirken, zu jubeln auf Erden!
Sie ist der Cherub mit flammenden Schwert,
der zürnend der Schlange zum zweitenmal wehrt,
das Paradies zu gefährden.
Sie klingt wie Musik aus jeglichem Gruß,
sie atmet aus jedem Bruderkuß,
sie leuchtet dem Volke im Angesicht —
Ich suche die Freiheit, ich finde sie nicht!

Die Freiheit ist Geist — der da ordnet und baut,
der, ein ernster Prophet, in die Ferne schaut,
der da prüft, eh er redet und handelt;
der nicht rastlos zerstört und ewig verneint,
der nicht vertilgt, nur verwandelt!
Er preiset nicht heut, was er gestern verdammt,
er wird nicht durch schales Gejauchze entflammt;
er hält nicht den Brand für das heilige Licht —
Ich suche den Geist, ich finde ihn nicht!

Die Freiheit ist Liebe — die Liebe zur Welt,
auf der ihr's zuletzt doch am besten gefällt,
was auch die andere verspreche.
Die Liebe, zum Schutze des Schwächern bereit,
die gerne politischen Irrtum verzeiht,
zu edel, daß sie ihn räche!
Die Liebe, die alle Gemüter versöhnt,
die im Kampfe der Meinung einander entwöhnt,
die Mutter, die Kindern ein Urteil spricht —
Ich suche die Liebe, ich finde sie nicht!

Aus der „Politischen Elegie“
(5. September 1848), von Otto Trechtler

Heimat und Heimweh

Eine Betrachtung um Joseph von Eichendorff

*Wir haben wohl hienieden
Kein Haus, an keinem Ort.
Es reisen die Gedanken
Zur Heimat ewig fort.*

Könnten diese Worte nicht aus unseren Tagen stammen, und der sie schrieb, wäre einer aus dem Millionenheer der Ausgestoßenen und Entwurzelten, denen eine entmenschte Zeit grausam den Heimatboden nahm und die umher nun irren und nirgendwo ein neues Erdreich finden können, um wieder zu gedeihen und sich zu entfalten? — Doch nein, schon mehr als hundert Jahre sind vergangen, da Eichendorff sie schrieb, der ewigen Heimatsehnsucht große Sänger. Und ihm, der sein Zuhause für immer verloren hatte, dem keine Heimkehr mehr beschieden war, blieb die Heimat in der Erinnerung so stark lebendig, daß es für ihn nie wieder ein Selbstwerden geben konnte, und er bald da, bald dort sein Wohnzelt aufschlug, sein Wanderziel nur in der Ewigkeit erkennend.

*Liebe ferne blaue Hügel,
Stiller Fluß im Talesgrün!
Ach, wie oft wünscht' ich mir Flügel,
Über euch hinweg zu ziehn!*

Du stiller Fluß ziehst durch ein schönes Land, durch gold'nes Korn und bunte Sommerwiesen, durch endlos weite dunkle Wälder, vorüber an burggekrönten Bergen, an deren Hängen über anmutigen Tälern Rehe grasen. — Und dieses Land ist Oberschlesien, den meisten Deutschen nur der Inbegriff von Rauch und Kohlendunst, von feueerglühendem Himmel über geschwärzten Häusermeeren, vom Arbeitsfleiß der Menschen und Maschinen, wo selbst der silberblaue Strom gezwungen ist, ein andersfarbiges Arbeitskleid zu tragen und einem Lasttier gleich durchs Land zu ziehen. — Das andere Oberschlesien aber, das wäldergrüne der Hügel und der Täler, wo einst das Horn weithin erklang zu frohem Jagen, das Mühlenrad im kühlen Grunde ging, gebar den edlen Ritter Eichendorff, ward ihm das Wunderland glücklicher Kindheit und ließ den Jüngling nach der blauen Blume suchen.

*Gedenkst du noch des Gartens,
Des Schlosses überm Wald,
Des träumenden Erwartens,
Ob's denn nicht Frühling bald?*

Ein Schloß stand dort auf einer stillen Höhe und blickte weit hinaus ins grüne Land: Schloß Lubowitz, das Haus der freiherrlichen Familie, das Vaterhaus des jungen Eichendorff. Weiß schimmerten seine Mauern durch das Dunkel der Bäume, von denen einer ein alter Birnbaum war, in dessen Wipfel der Knabe Joseph gern und häufig stieg, um hinauszusehen in das von der Sonne beschienene Land ringsum oder sich lesend zu erfreuen an einem Claudius-Gedicht. Und darunter lag der Garten, und dahinter rauschte der Wald, und hinter dem Walde, da lockte die Ferne, die allzufrüh des Dichters Schicksal wurde, lockte mit dem Horn des Postillons nach fremden Landen, zu Wassern, die von Felsen stürzen, zu marmornen Palästen und nächtlichen Lautenklängen unter den Fenstern holder Mädchen.

*Wie sind wir doch im Wandern
Seitdem so weit zerstreut!
Fragt einer nach dem andern,
Doch niemand gibt Bescheid.*

Wandernd und singend zieht der Jüngling durch deutsche und durch fremde Gaue, schaut von den Bergen weit hinein in herrlich-grüne Gegenden, auf prächtige Schlösser und efeuumsponnene Ruinen; in halbverwunschenen Gärten nimmt er Aufenthalt, die stillen, weißen Marmorbilder zu betrachten, erlebt beglückt den Zauber der Morgenfrühe, atmet in Mondnächten den Duft der Blumen und der Bäume, lauscht in der Dämmerung und unter dem Sternenhimmel fernen und nahen Gitarre- und Liederklängen, vernimmt im Weitergehen das Klappern des Mühlenrades, das Plätschern der Bäche und Brunnen, das Gemurmel der Quellen und das ewige Rauschen des schönen, grünen deutschen Waldes. Und von allem gibt er Kunde in Liedern und Geschichten, ohne selber Kunde zu erhalten von den anderen, Freunden und Gefährten.

*Und fremde Leute gehen
Im Garten vor dem Haus.
Doch überm Garten sehen
Nach uns die Wipfel aus.*

Denn Vaterhaus und Heimat waren verloren, und schweres Unglück war über das ganze Land hinweggegangen. Durch Krieg und Besatzungszeit war die Familie in große Not geraten. Der Tod des Vaters hatte bald auch die Veräußerung des gesamten Besitztums grausam herbeigeführt. Da gab es kein Zuhause mehr für ihn, dem seine Heimat Luft und Leben war, der nimmermehr gesunden konnte von der Sehnsucht nach seinem Garten, seinen Höhen und Tälern, dem Mühlengrund, dem Schloß und Heimatwalde. Und er sieht die Wipfel seiner Bäume nach ihm Ausschau halten, ihn suchen in den fernen Städten und ihn rufen, daß er wieder heimkehre in sein Kinder- und Jugendland. Dort aber gehört ihm nichts mehr, die Eltern sind gestorben, und fremde Menschen gehen über die geliebte Erde.

*Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit!
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit!*

Ja, da hinten weit, da liegt sie, die geliebte Ostlandheimat! Wo die Sonne herkommt, dahin fliegen die Gedanken Tag um Tag und Stunde um Stunde und zurück in jene unvergeßlich guten Jahre, da alles noch unser war. Doch brauchen wir wohl nicht mit Eichendorff zu trauern um etwas, das unwiederbringlich ist. Noch glauben wir alle ja an Möglichkeiten, die das uns zugefügte Leid einmal in helle Heimkehrfreude wandeln werden. So hoffnungslos wie seines scheint unser Los uns nicht, die wir, in der Fremde darband, den Tag erwarten, da die Gipfel, die heute von daheim uns trennen, friedlich und jubelnd von uns überschritten werden dürfen zu neuem Anfang und neuem Dienst am alten Vatererbe.

*Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.*

Da zieht es den Dichter um die Abendwende seines Lebens wieder in sein Oberschlesien, aus keinem anderen Grunde wohl, als daß die Seele es so weit nicht habe, um in den Träumen nach der alten Heimat hinauszufiegen, nach Lubowitz, das unter liebevollen Händen dem Niedergang verfällt. Das schöne, alte Neißé, das „Rom“ des Schlesiens Landes, ist nun sein Ruhesitz geworden und dazu bestimmt, sehr bald sein Grab zu bergen. Denn er hat überwunden und spürt heiteren Herzens die letzten Tage seiner Erdenreise nahen und greift wohl grüßend nach des stillen Boten Hand, daß er ihn heimgeleite durch die enge Pforte zum Thron des Herrn der Ewigkeit. — Daß es uns doch auch vergönnt sein möge, einmal so heimzukehren, hüben und drüben, und den Steg nicht zu verfehlen, der zum Vaterhaus führt!

*Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, üben Strom der Zeit.*

Leobschützer-Treffen in Rheine am 20. September 1953

Um 7.45 Uhr heilige Messe in der Petri-Kirche, Anton-Führer-Straße.
Wir singen unsere heimatlichen Lieder, Texte werden ausgelegt. Anschließend Zusammenkunft im Kolpinghaus.

Bahnverbindungen:

Lengerich-Stadt	ab 6.03 Uhr	} Rheine an 7.28 Uhr
Osnabrück	ab 6.13 Uhr	
Ibbenbüren	ab 6.49 Uhr	
Münster	ab 6.41 Uhr	Rheine an 7.29 Uhr
Coesfeld	ab 5.55 Uhr	} Rheine an 7.19 Uhr
Burgsteinfurt	ab 6.55 Uhr	
Quakenbrück	ab 5.48 Uhr	

Rückfahrt in Richtung:

Lengerich-Stadt	ab Rheine	} 17.25 Uhr und 19.55 Uhr
Osnabrück	ab Rheine	
Ibbenbüren	ab Rheine	
Münster	ab Rheine	17.27 Uhr und 18.09 Uhr
Coesfeld	ab Rheine	} 17.24 Uhr und 18.44 Uhr
Burgsteinfurt	ab Rheine	
Quakenbrück	ab Rheine	
		17.31 Uhr und 20.56 Uhr

Das „Leobschützer Heimatbuch“ liegt beim Treffen zum Verkauf aus und kostet 6,80 DM.

Aus der Vergangenheit von Nassiedel

Von Kons.-Rat Berthold Richtarsky †

Das Troppauer Land war schon in den frühesten Zeiten durch mehrere Burgen gegen feindliche Angriffe geschützt und befestigt. Eine solche mächtige Burg hat schon um das Jahr 1000 zum Schutz des böhmisch-mährischen Reiches in Nassiedel gestanden. Zum ersten Male wird die alte Burg in einer russischen Chronik erwähnt, welche den im Jahre 1253 erfolgten Kriegszug der Polen und Ungarn gegen den Böhmen-König Ottokar II. in lebhaften Farben schildert. Wiederholten Angriffen leisteten die Verteidiger der Burg tapferen und siegreichen Widerstand, bis sie schließlich der Ruthenenfürst Danilo von Halicz durch eine List zur Übergabe zwang, und viele polnische und russische Gefangene befreite. Um diese Burg, die auf einer Anhöhe (an der Stelle des heutigen Schlosses) gestanden hat, siedelten sich die ersten Bewohner in einem feuchten und nassen Grunde an. Daher gaben die deutschen Kolonisten dem Orte (1377) den Namen Nassiedel, gleich nasse Siedlung. Als in den hussitischen Zeiten die slawische Sprache mehr zur Geltung kam, hieß das Dorf Nasyle (na = auf, an, und sidlo = Quelle).

Als Besitzer der Burg mit den weit ausgedehnten Ländereien werden folgende Ritter- und Adelsgeschlechter genannt: 1259 Zwircho, 1290 dessen Sohn Marquard, 1360 Bawor von Zdyakow, 1460 Barka, 1500—1650 Vrbna (Warben), 1633 Sednitzky, 1832 Oppersdorf.

Das Rittergut Nassiedel mit den Vorwerken Nassiedel, Neuhof, Krastillau und Annahof, hatte ein Areal von 4 686 Morgen Acker, Wiesen, Wald und Teiche. Bis zu den Zeiten der schlesischen Kriege gehörten zur Domäne Nassiedel noch die Güter Klemstein und Kaldaun, mit je 1200 Morgen Land, die später parzelliert und an die Hofarbeiter und Dreschgärtner wie auch an die angrenzenden Dorfbewohner veräußert wurden. Nach dem ersten Weltkrieg, 1926, wurde schließlich das einst so mustergültige Majorat Nassiedel parzelliert und an die Bewohner von Nassiedel und Krastillau, wie auch an auswärtige Siedler verkauft. Das herrliche Schloß mit einer Schloßkapelle erbaute inmitten eines stattlichen Parkes im Jahre 1726 Graf Anton Josef Hyacinth von Sednitzky. Dasselbe wurde 1753 gelegentlich eines in der Gemeinde ausgebrochenen Bauernaufstandes geplündert, wobei sämtliche Urkunden vernichtet wurden. Bis zur Aufteilung des Gutes hatte Nassiedel 850 Einwohner, welche zumeist die weitabgelegene hügelige Feldmark von 1240 Morgen bewirtschafteten.

Die Pfarrei Nassiedel gehört zu den ältesten und größten des Heimatkreises. Hier mag schon Ozlaw, ein Schüler der Slawenapostel Cyrillus und Methodius die heidnischen Mähren um 900 zum Christentum bekehrt haben. Aus dem drei Jahrhunderte dauernden Missionstadium der Kirche im Troppauer Lande wird uns nichts berichtet. Erst die deutschen Kolonisten haben in Nassiedel um 1200 einen Pfarrsprengel mit einer Kirche errichtet. Die älteste Glocke trug die Jahreszahl 1260. Das Patronatsrecht hatte bis zur Reformationszeit das Kloster Hradisch bei Olmütz. In den Jahren der Gegenreformation ging dasselbe auf die adligen Grundbesitzer über. Von den ältesten Pfarrern werden 1330 ein Ullmann und ein Gomolla erwähnt. Letzterer war zugleich Kanonikus an der Kollegiatkirche in Ratibor und seit 1360 Prälat-Dekan daselbst. Die Kirche kam vorübergehend in protestantische Hände, obwohl die zu ihr gehörenden Dörfer Turkau, Jakobowitz, Hratschein, Osterwitz und Hockretschan treu beim katholischen Glauben verharrten. Als sie im Jahre 1639 den Katholiken wieder zurückgegeben wurde, präsentierte der Gutsherr Stefan von Würben den Dominikaner Dominik Radzilowsky. Dessen Nachfolger Martin Schaupe legte 1690 die Taufmatrik an. In der Folge bekleideten viele verdienstvolle Pfarrer das Kirchenamt. Georg Fabian 1690—1708, Andreas Melzer 1708—1716, wieder Georg Fabian 1716—1736, Wenzel Kladiwo 1736—1754, Karl Franz Reitenhard 1754—1760, Johann Schreiber 1760—1767, Johann Kottig 1768—1802, Andreas Deponte 1802—1818, Augustin Kaluza 1818—1836, Josef Wieder 1836—1848, Alexius Kinner 1848—1892, Emmerich Alker 1892—1914, Franz Müller 1914—1932 und Wilhelm Thieael.

Fabian schenkte der Kirche einen kostbaren vergoldeten Kelch, der noch vorhanden ist. Reitenhard war von 1760—1784 fürsterzbischöflicher Kommissarius in Katscher. Deponte war ein tüchtiger Schulmann, Schulinspektor und Verfasser mehrerer katechetischer Werke. Kaluza kam als Professor der Naturwissenschaften vom Mathiasgymnasium aus Breslau und war Verfasser vieler naturgeschichtlicher Bücher. Unter ihm wurden 1826 gelegentlich der Robotablösung die Pfarräcker von 228 Morgen, die aus 18 Parzellen bestanden, zum Vorteil der Pfründe auf drei Stücke zusammengelegt. Kinner machte sich um die Hebung des religiösen Lebens dadurch verdient, daß er 1854 die erste große Volksmission abhalten ließ. Er ist auch der Verfasser einer Mariologie. Alker war ein sachkundiger Verfasser mehrerer chronologischer Werke vorchristlicher Kulturvölker.

Im Kirchspiel Nassiedel bestanden Bruderschaftsfeste, die zu Ehren der Heiligen Drei Könige, des hl. Josef, des hl. Joh. Nepomuk, der hl. Schutzengel, Fronleichnam und Allerheiligens von den Parochianen feierlich gehalten wurden. Am Fronleichnamstage wurde die Lehrerschaft alljährlich zu einem Festessen auf die Pfarrei eingeladen.

Das weitverzweigte Kirchspiel umfaßte früher 13 Dörfer: Nassiedel, Krastillau, Hochkretscham, Kaldaun, Osterwitz, Alt- und Neuhratschein, Jakobowitz, Klemstein, Auchwitz, Turkau, Leimerwitz und Ehrenberg. Ein Dorf (im Volksmunde Schankowitz) ist in den Hussitenkriegen untergegangen. Von 1640—1814 wurde auch Liptin von Nassiedel kirchlich betreut. Daher wirkten früher in Nassiedel neben dem Pfarrer drei Cooperatoren. In neuester Zeit wurde Jakobowitz 1892 und Hochkretscham 1918 zu Pfarreien und Leimerwitz und Turkau zu Lokalien erhoben.

Die alte Pfarrkirche, dem hl. Apostel Jakobus dem Älteren geweiht, mußte 1831 wegen Baufälligkeit abgetragen werden. Der gotische Neubau, dessen Kosten 100 000 Mark betragen, erhielt am 5. 11. 1885 seine Weihe. Auf dem Kirchhofe sind an der Mauer in eigenen Kapellen die Kreuzwegstationen angebracht.

Schon in den ältesten Zeiten hatte Nassiedel eine Pfarrschule, die, obwohl noch kein Schulzwang bestand, von vielen Kindern der umliegenden Dörfer gern besucht wurde, trotz der weiten und schlechten Wege. Das beweist die hohe Zahl der Geistlichen, die besonders im Zeitalter der schlesischen Kriege aus diesem Kirchspiel hervorgegangen sind. Über 100 Priester aus den einzelnen Ortschaften können namentlich verzeichnet werden.

In dem einst so großen Kirchspiel mit seinen wohlhabenden Dörfern ist es heute sehr einsam und still, so unheimlich und trostlos geworden. Die Kriegsfurie hat diese Heimatstätten furchtbar heimgesucht, und nicht bloß so viele Wohn- und Wirtschaftsgebäude, sondern auch alte Kirchen, Kapellen und Schulen vernichtet oder zerstört. Leider ist auch die weithin dominierende St. Jakobuskirche in Nassiedel dem Kriegsgreuel zum Opfer gefallen. Sie wurde in den ersten Apriltagen 1945 von deutschen Waffen-SS-Formationen in die Luft gesprengt und dem Erdboden gleich gemacht. Die einst 4000 deutsche Parochianen zählende Pfarrgemeinde ist heute auf kaum 1000 zusammengeschrumpft und polnisch geworden.

Eine Fundstätte Leobschützer Sagenguts

Vor kurzem entdeckte ich drei Bändchen im Oktavformat, die eine wahre Fundgrube für alte Geschichten aus Leobschütz und seiner Nachbarschaft sind. Ein gewisser F. Minsberg sammelte vor mehr als 100 Jahren „Oberschlesische Sagen und Erzählungen“ und veröffentlichte das 1. Bändchen 1829 bei Theodor Hennings in Neisse. Drei Jahre später (1832) erschien das 2. Bändchen in demselben Verlag und 1833 folgte ein 3. Bändchen, jetzt „Oberschlesische Erzählungen und Sagen“ genannt, in Ratibor und durch die Juhrsche Buchhandlung verlegt.

Die erste Geschichte des 1. Bändchens ist die vom „Hunnenzaches, oder Die Räuber auf der Schellenburg. Vorfal aus dem 16. Jahrhundert.“ Hunnenzaches bedeutet: Ungar Zacharias. Die Erzählung spielt um 1528 und enthält sehr dramatische Begebenheiten. Vielleicht kann ich den Inhalt in diesen Blättern später einmal wiedergeben.

Die zweite Erzählung heißt: „Die Apotheke zum Engel Gabriel“ und schildert eine Begebenheit aus den letzten Jahren (1642/43) des Dreißigjährigen Krieges in Leob-

schütz. Den Hauptinhalt bildet die Belagerung von Leobschütz durch den Schweden-general Thorstenson.

Die letzte Erzählung dieses Bändchens trägt den Titel: „Die Vennfrau bei Füllstein, Erzählung nach einer oberschlesischen Volkssage“. Leider kann ich über den Inhalt nichts aussagen, weil ich die Bändchen nur kurze Zeit in Händen hatte und noch nicht wiederbekommen konnte.

Das zweite Bändchen beginnt wieder mit einer Erzählung aus der Nachbarschaft von Leobschütz: „Meinhard von Neuhaus, Templer zu Branitz.“

Die vierte Erzählung heißt: „Das Schloß zu Oberglogau“ und die fünfte und letzte berichtet über „Das Johannisfeuer auf dem Huhlberg bei Braditsch“.

Im dritten Bändchen steht an erster Stelle die Erzählung: „Die Brautlinde“. Ein Zusatz besagt: Aus Archivnachrichten der Stadt Leobschütz gezogen. Nun, die Brautlindensage war ja in Leobschütz noch bis in die letzten Jahre lebendig.

Auch die zweite Erzählung dieses Bändchens spielt im Leobschützer Land: „Die Buschmühle bei Pommerswitz“ und enthält im Titel die Bemerkung: Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1725.

Auch die Erzählung „Die Dirschmutter“ spielt vermutlich in der Gegend von Leobschütz.

Ins Altvatergebiet versetzt uns die Erzählung „Der Hinnewiederstein“, nämlich nach Karlsbrunn im Aitvater.

Zählt man noch Kostenthal und Neustadt zur weiteren Umgebung von Leobschütz, so wären noch die Erzählung aus dem 1. Bändchen „Die Kirche des seligen Briccius bei Kostenthal“ und aus dem 3. Bändchen die Erzählung „Der Totengräber zu Prudnik“ (Neustadt) hier zu nennen.

Von 19 Erzählungen aller drei Bändchen sind 12 im Leobschützer Gebiet beheimatet, gewiß wieder ein Beleg mehr für die schon aus der Literaturgeschichte bekannte Tatsache, daß Leobschütz (zusammen mit Neustadt, Neiße und Ratibor) zu den geistig regsten und fruchtbarsten Landschaften der alten Heimat zählte.

Ich hoffe, sehr bald etwas ausführlicher über den Inhalt dieser Erzählungen berichten zu können.

Wer heimatliche Sagen kennt, möge so gut sein, sie aufzuschreiben und sie dem Herausgeber des Heimatbriefes oder dem Verfasser dieser Zeilen zuzusenden.

Dr. Alois M. Kosler

Bürgermeister Sartory

Nachdem in der Mai-Nummer des Altbürgermeisters Priemer gedacht wurde, sei auch seines Nachfolgers, Bürgermeister Sartory, ehrend gedacht.

Bürgermeister Sartory war geborener Schlesier und war nach der 2. juristischen Staatsprüfung Rechtsanwalt in Greifswald und dort viele Stadtverordnetenvorsteher. Anfang Januar 1930 wurde er von dem damaligen Oberpräsidenten von O./S., Herrn Dr. Lukaschek, in sein Amt eingeführt. In schwerer Zeit übernahm er die Leitung der Stadt. Denken wir an die große Zahl der Erwerbslosen, aber Herr Sartory faßte alle Probleme unverdrossen an. Halten wir uns nun mal vor Augen, was in seiner Zeit alles in Leobschütz geschaffen wurde. Unser Ring bekam eine neue Pflasterung, endlich waren die Katzenköpfe verschwunden und Kleinpflaster angelegt. Das Rathaus wurde von unten bis zur Turmspitze abgeputzt und äußerlich verziert, denken wir doch an die Innungszeichen an der Westseite, an der Nordseite wurde ein neuer Eingang geschaffen, im Inneren wurde der große Rathaussaal in ein Schmuckkästchen umgewandelt und war dann gern die Stätte bester Kulturveranstaltungen. Der weitere Ausbau des Rathauses auf der Ostseite — die drei Privathäuser waren indessen angekauft — wurde durch den Krieg verhindert. Wohlthuend empfand jeder Leobschützer die neuen Bürgersteige. Und er ruhte damit längst nicht, er schaffte immer weiter, die Neuanlage der Promenade rechts der Zinna — der Schwanenteich — der weitere Ausbau und die Fertigstellung des schönen Schwimmbades sind seinem Wirken zu verdanken. Im Stadforst wurde ein einzigartiger Schießstand in der Nähe der Gaststätte „Waldschenke“

angelegt. Ob ich all sein Wirken für Leobschütz genannt habe, ich weiß es nicht genau. Es kam der unselige Krieg. 1940 wurde ein durchaus tüchtiger befähigter Verwaltungsbeamter durch Mißgunst von seiten der Partei seines Postens als Bürgermeister suspendiert. Seine weiteren Betätigungsfelder waren in Bendsburg (Bendzin), dann bei der Regierung in Kattowitz und zuletzt bei der Regierung in Oppeln. Im März 1945 mußte auch er sein geliebtes Leobschütz verlassen, der Weg führte ihn nach Oberösterreich und dann nach der Ausweisung nach Unterfranken. In Österreich wie in Unterfranken fanden wir uns wieder. Wir freuten uns, ihn im Februar 1948 eine Woche als Gast bei uns zu haben. Unterhaltungsstoff gab es genug, und wir konnten so recht sein inneres Wesen, seine Seele kennenlernen. Er war ein Freund seiner Heimat, seines geliebten Leobschütz und er hatte halt eine stille Hoffnung auf Rückkehr in sein Leobschütz. Das Erleben der letzten Jahre mögen ihn gebrochen haben und der Herrgott holte ihn in seine Heimat. Ich glaube, wenn Herr im Heimatbrief der Verdienst dieses oder jenes Leobschützers gedacht wird, Herr Bürgermeister Sartory darf da auf keinen Fall vergessen werden. Und so habe ich mich bemüht, sein Wirken hervorzuheben und gewiß werden sich viele Leobschützer seines Wirkens gern erinnern. Was er für die Stadt getan hat, ist schon wert, daß es auch in Erinnerung gebracht wird. Dr. Franz J x m a n n

Was war der Bauer im Kreise Leobschütz und was ist er heute

Seit dreieinhalb Jahren, wo ich bei der Familie bin, lese ich den Heimatbrief. Es wäre gut, wenn alle ehemaligen Leobschützer aus dem Kreise den Heimatbrief beziehen würden. Gewiß wird es manchem, der früher selbständig war und dem es auch gut ging, heute schlecht möglich sein, auch diese 70 Pfennig für den Heimatbrief zu erübrigen. Ja, von diesen will ich kurz berichten. Es sind dies die Bauern von fünfzig und mehr Jahren, bis sie Rente erhalten. Die unter fünfzig und mehr Jahren haben viele noch umlernen können. Als Besitzende haben sie früher die Steuern und jetzt längst den Krieg bezahlt, denn alles was sie und die Vorfäter erarbeitet haben, hat der Feind. Seine Arbeitsstelle und die ihm zusagende Arbeit ist verloren. Kein anderer Beruf hing so an der Heimat wie diese Menschen. Ein großer Teil unserer Dorfverwaltung lag in ihren Händen. Da wenig Großgrundbesitz im Kreise Leobschütz war, lebten sie ohne Vormund in ihren Dörfern und man konnte feststellen, daß mancher Bauer so redigewandt wie der Landrat war. Sie haben auch im Dritten Reich sich nicht den Mund verbinden lassen. Was ist in den Kreisbauernversammlungen über Berlin diskutiert worden. Es fielen Worte wie „Deutschland auf dieser Grundlage aufgebaut, geht zu Grunde, da hilft auch kein Großdeutschland.“ Niemand wurde abgeführt, zeugt das nicht von einer gesunden Überzeugung, vom Kreisbauernführer angefangen bis zum Bauern? Die Bürgermeister und Amtsvorsteher, zumeist mit Volksschulbildung, haben bei uns in Schlesien eine einfachere und billigere Verwaltung durchgeführt wie wir es bei den Amtsbürgermeistern im Westen vorfinden. Gewiß kam das Kommando vom Landrat, aber ohne einen aufgeschlossenen Bauern konnte auch er nichts anfangen. Am öffentlichen Sport hat er sich wenig beteiligt. Dafür haben viele Bauernsöhne nach eigener Art den Reitsport bis zur Gründung von Reitervereinen betrieben. Auch die Jagd lag in den Händen der Bauern und kleinen Landwirte, die noch teilweise zur Industrie arbeiten gingen. Nebenbei gab es in den Dörfern Gesangsvereine die bis 100 Jahre alt waren und jeder Hauptlehrer setzte seinen Stolz darauf, unentgeltlicher Liedermeister zu sein. Im Gegenteil zum Westen, wo sich diese Leute bezahlen lassen. Es war doch ein harmonisch-schönes Leben in unseren Dörfern und ich werde das niemals vergessen, wie ein Lehrer der von uns fort und eine bessere Stelle besetzen sollte, sagte: „Wer geht von hier gern fort, es gibt nur ein Dorf im Kreise und das heißt? So war es in vielen Dörfern. Krieg und besonders Polenbesetzung haben alles zerstört. Auch in unserem Dorfe hat es Judasse gegeben, die für eigenes Fortkommen andere lagerreif gemacht haben. Von 15 Bürgern, die ins Lager Myslowitz kamen, war nur einer zu seiner Familie zurückgekehrt. Nun ist das ganze Dorf im Bundesgebiet, nur einige in der russischen Zone zerstreut. Die noch wenigen Bauern arbeiten als Hilfs-Bauarbeiter, Ackerkutscher

oder müssen stempeln gehen, weil sie das Arbeitsamt nicht mehr vermitteln kann. Als Stempelgeld erhalten sie mit der Frau 65,— Mark für 4 Wochen und zahlen noch Miete, die gegen 15,— Mark beträgt. Die Söhne der ostvertriebenen Bauern haben es natürlich satt, daß es ihnen auch mal so geht wie dem Vater und erlernen andere Berufe. Den Glauben an die Rückkehr in die Heimat geben wir nicht auf, jedoch wenn es lange dauert, strömt das Volk ohne die Leobschützer Bauern zurück. Gerade diese Menschen, die der Stadt Leobschütz das Gepräge gaben und sie es zum großen Teil ernährten. Ohne diese Menschen wird es keine Leobschützer Braugerste geben. Darum denke ein jeder, auch unser Flüchtlingsminister, der dem Heimatbrief so nahesteht, an den ostvertriebenen Bauern, der hier im Westen nicht gedeihen kann, daß er mit 50 Jahren schon kümmert. Ist es nicht an der Zeit, daß die, die auf verantwortungsvollen Posten stehen, an die denken, die alles gegeben haben. Gewiß können nicht alle Bauernhöfe haben, aber dafür kann man sie besser unterstützen. Auch in geistiger Beziehung liegt ein Druck auf den vertriebenen Bauern, wenn sie zum Teil sehen müssen, wie hier in der Landwirtschaft langsam und zögernd erst das eingeführt wird, was bei uns schon längst selbstverständlich war. Im allgemeinen und das kann niemand leugnen, waren wir dem Westen in der Landwirtschaft voraus. Das schließt aber nicht aus, daß wir von den Einheimischen nicht voll anerkannt werden.

Ein Bauer des Kreises Leobschütz.

Wir haben uns vermählt

Gerhard Radwansky
 Gerka Radwansky

geb. Sapich

Leobschütz O./S.

Bobrek-Karf O./S.

Göppingen, Marktstraße 46, im Mai 1953

BETTFEDERN



(füllfertig)
 1 Pfd. handgeschl.
 DM 9.30, 11.20 und
 12.60

1 Pfd. ungeschlitten
 DM 5.25, 9.50 und
 11.50

fertige Betten

billigst, von der bestbekanntesten Firma

Rudolf Blahut Furth
 i. Wald

(fr. Deschenitz u. Neuern, Bohmerw.)

Verlangen Sie unbedingt Angebot,
 bevor Sie Ihren Bedarf anderweitig
 decken

Werbt

für den

Leobschützer

Heimatbrief

Der „Leobschützer Heimatbrief“ wird als Manuskript gedruckt und ist für die Heimatvertriebenen aus Stadt und Kreis Leobschütz bestimmt. Verlagspostamt München. Der Heimatbrief erscheint monatlich einmal. Bezugsgebühr monatlich DM 0,60 zuzüglich 3 Pf. Zustellgebühr. Dieser Heimatbrief ist keine Veröffentlichung im pressegesetzlichen Sinne und kann nicht durch den Buchhandel bezogen werden. Für Beiträge mit Namenszeichnung sind die Verfasser selbst verantwortlich. — Verantwortlich für den „Leobschützer Heimatbrief“, Josef Klink, Mündchen 8, Schlesierstraße 54. Postscheckkonto: Josef Klink, München, Kontonummer 93 795. — Satz und Druck: Kleins Druck- und Verlagsanstalt GmbH. (vormals Bischof & Klein), (Lengerich (Westf.)).